

## Mediengeschichte und Diskursanalyse. Methodologische Variationen und Konfliktlinien

Medienwissenschaftliche Debatten über Theorie und Methodologie der Mediengeschichtsschreibung sind schon deshalb dispers, weil der Begriff der Medien selbst uneindeutig und umstritten ist.<sup>1</sup> Vielleicht mehr noch als in anderen Disziplinen verbindet sich die Wahl einer historiographischen Methode mit der Definition eines Gegenstandsbereichs, der nicht auf wissenschaftlichen Konsens hoffen kann. Es wäre naiv, die Geschichte von Technologien, von Institutionen, von Kommunikationsstrukturen oder von Produkten beziehungsweise Texten schlicht als Teilaspekt einer daraus zu synthetisierenden Geschichte der Medien ›im Ganzen‹ zu betrachten, sind die Ansätze und ihre Vorannahmen in der Regel doch schlicht inkompatibel.

Diskursanalyse im Sinne Foucaults bietet sich vor dieser Folie zunächst als wissenschaftshistorische Methode an, die es ermöglicht, die Konstitution des historischen und kontingenten Gegenstands »Medien« und die Möglichkeitsbedingungen eines Wissens von den Medien nachzuvollziehen.<sup>2</sup> Als medienhistorisches Verfahren konkurriert sie allerdings mit anderen Methoden und deren Konstitution des Gegenstandsbereichs. Der methodologische Gewinn der Diskursanalyse besteht ohne Frage darin, Gegenstände – also auch ›die Medien‹ – nicht vorauszusetzen und nicht vor der Analyse zu definieren, sondern ihre ereignis- und wechselhafte, sehr wohl aber ›reale‹ Hervorbringung in den historisch vorliegenden Diskursen und Praktiken zu rekonstruieren; sie entzieht sich damit aber nicht dem in methodologischen Debatten gängigen Vorwurf, bestimmte (etwa technische oder ökonomische) Aspekte ›der Medien‹ zu ignorieren.

Im Folgenden werde ich anhand beispielhafter Publikationen und Studien versuchen, die Diskursanalyse im mediengeschichtlichen Feld zu verorten. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage, wie die beiden zentralen Begriffe – Diskurs und Medien – zueinander in Beziehung gesetzt und wie ein diskursanalytischer Medienbegriff ausformuliert werden kann.

## Diskurse – Medien – Technik

Albert Kümmerle, Leander Scholz und Eckhard Schumacher lassen ihre aktuelle *Einführung in die Geschichte der Medien* mit folgender These beginnen: »Im Diskurs, nicht in der Technik lösen Medien einander ab.« Es mag, so die Autoren, eine Abfolge technischer Innovationen geben, Mediengeschichte hingegen sei »ein Ergebnis von Mediendiskursen, die technische Innovationen anhand von wiederkehrenden Mustern als kulturell folgen- und erfolgreiche Ereignisse etablieren.«<sup>3</sup> Eine Geschichte haben ›die Medien‹ vor allem, weil das Ereignis Technik mit denselben Argumentationsmustern für jedes Medium neu ›erfunden‹ wird.

Im deutschsprachigen Wissenschaftskontext kann ein solcher Einstieg nur als Polemik verstanden werden, ist doch die Diskursanalyse von der Medienforschung wiederholt als untauglich angesehen worden. Am bekanntesten ist wohl die Kritik der technikorientierten Mediengeschichtsschreibung, die sich zwar auf die Epistemologie Foucaults bezieht, zugleich aber der Diskursanalyse methodologisches Ungenügen diagnostiziert: Sie bleibe blind für die Hardware und die alle Sinne unterlaufenden Effekte technischer Medien. Diskursanalyse, so das bekannte Argument von Friedrich Kittler, sei für »Tonarchive oder Filmrollen« nicht mehr zuständig.<sup>4</sup> Wolfgang Ernst hat dieses zunächst historische Argument theoretisch und disziplinär erweitert; er empfiehlt für das Curriculum der Medienwissenschaft zwar eine »Prise Foucault-Lektüre«, postuliert aber gleichzeitig: »Eine wohldefinierte Medienwissenschaft hat es mit den Ereignissen und Geheimnissen des Non-Diskursiven zu tun.«<sup>5</sup>

Unabhängig von dieser Setzung lässt sich innerhalb der Medien- und Kulturwissenschaften ein zunehmendes Interesse gerade an den Diskursivierungen der Medien beobachten. Verständlich wird eine solche Perspektive, insofern Medien Diskurse nicht nur (mit) organisieren, sondern zugleich auch privilegierte Themen, Motive und Gegenstände von Diskursen sind. Allerdings hat nicht jede Analyse historischer Diskurse *über* Medien den Anspruch, eine Geschichte ›der Medien‹ zu schreiben. Eine im foucaultschen Sinne diskursanalytische Mediengeschichte ist wohl nur dann gegeben, wenn ausgehend von einer »Verneinung des natürlichen Objektes«<sup>6</sup> die historische Konstitution der je zur Diskussion stehenden Medien zum Gegenstand der Analyse wird. Die banale Faustregel, wonach immer, wenn von »Diskursen über« etwas die Rede ist, kein foucaultscher (sondern beispielsweise ein an Habermas orientierter) Diskursbegriff zur Anwendung kommt, scheint mir gerade für die Medienforschung wichtig zu sein.<sup>7</sup> Im Folgenden werde ich aber auch solche Untersuchungen einbeziehen, die sich nicht (oder nicht explizit) an Foucault orientieren, um die Problematik in einem weiteren Kontext zu verorten. Die Tragweite einer Diskursgeschichte der Medien – inwiefern sie etwa für die historische

Dynamik von Medien, gegebenenfalls auch der technischen Faktoren, Rezeptionsprozesse etc. Aussagen erlaubt – wird in den Studien selten reflektiert, eine Diskurstheorie der Medien wird meist nicht entworfen.

## Diskursanalyse als methodologische Kompensation

Auch wenn in Jürgen Links Interdiskursanalyse technischen Innovationen eine entscheidende Rolle zukommt und diese einen zentralen Bezugspunkt für die Bildung von integrativen Kollektivsymbolen bilden, wird dies nicht als Mediengeschichtsschreibung aufzufassen sein.<sup>8</sup> Zwar wird den technischen Medien eine konstitutive Rolle für kulturelle Formen und Subjektivitäten zugesprochen, es finden sich aber keine Aussagen über die historisch differente Herausbildung von Medien. Andere Studien identifizieren zwar Diskurse, in denen Medien thematisiert werden, ebenfalls nicht mit den ›Medien selbst‹, erhoffen sich aber Aufschluss über Aspekte der Medien, die ansonsten nicht zugänglich sind. Im Rahmen der Untersuchung der literarischen Verarbeitung technischer Innovationen formuliert etwa Harro Segeberg: »Solange es an ausreichend begründeten empirischen Daten zur Bestimmung der Herkunft und der Verläufe von sozialer Bewertung von Technik mangelt, haben die Aussagen des literarischen Materials also durchaus Aufmerksamkeit verdient.« Literarische Diskurse gelten »als Artikulation und Inkarnation Gestalt gewordener kollektiver Einstellungsmuster zur Technik«.<sup>9</sup>

Hinweise auf eine solche kompensatorische Verwendung diskursanalytischer Verfahren finden sich bemerkenswerter Weise auch bei zwei gegensätzlichen Protagonisten der Medientheorie. Sowohl Friedrich Kittler als auch Hartmut Winkler sehen – trotz ihrer unterschiedlichen Einwände gegen die Diskursanalyse als medienhistorischer Methode – einen mittelbaren Gewinn. Winkler untersucht in seiner Studie *Docuverse* medientheoretische Diskurse mit dem Anspruch, so »über das unmittelbar Thematisierte hinaus (...) bestimmte Wunschkonstellationen, die für das neue Medium offenbar wichtig sind«, zu erschließen.<sup>10</sup> Kittler, der seinen Band *Grammophon – Film – Typewriter* mit der Einsicht beginnt, dass es eine »Unmöglichkeit« bleibt, »Medien zu verstehen«, sammelt und kommentiert im weiteren Verlauf vor allem literarische Texte, um nachzuvollziehen, wie »sich die Neuheit technischer Medien dem alten Buchpapier eingeschrieben hat«.<sup>11</sup> Beide Autoren akzentuieren das methodologische Problem, nicht-schriftliche Medien in Schrift zu überführen, und führen diskursanalytische Verfahren als Möglichkeit an, zumindest die Effekte, die von Medien ausgelöst werden, oder die Wünsche, die ihnen zu Grunde liegen, in den Blick zu nehmen. Gerade in der Anwendung der Diskursanalyse wird so auf einem Bereich des eigentlich Medialen insistiert, der von der Diskursanalyse nicht erfasst werden könne.

## Diskurse als Teilaspekte medialer Produktivität

Demgegenüber sprechen einige neuere Studien der Diskursivierung der Medien eine eigenständige soziokulturelle Funktion zu, die zumindest als ein Teilaspekt medialer Produktivität aufzufassen ist. In einer (drei Sammelbände umfassenden) *Diskursgeschichte der Medien nach 1945*, wird die (deutsche) Medienkultur anhand der wissenschaftlichen, publizistischen und populären Diskursivierungen von Medien wie Radio, Fernsehen, Satellitentechnologie, Funk etc. aufgearbeitet.<sup>12</sup> Im programmatischen Vorwort zum ersten Band kommt den Diskursen eine doppelte Funktion zu: Zum einen sind sie – aus einer eher systemtheoretischen Perspektive – »prominente Orte gesellschaftlicher Selbstbeschreibungen«. <sup>13</sup> Im Reden über Medien artikulieren sich Vorstellungen über Gemeinschaft und Gesellschaft, über Erziehung und Kultur. Der thematische Bezug auf ›die Medien‹ ermöglicht es der Gesellschaft dabei, ein vermeintliches »Außerhalb« der Gesellschaft zu modellieren. Ein spezifischer Effekt der Medien bestünde mithin darin, nicht einfach nur (technisch-medial) zu funktionieren, sondern einen gesellschaftlich geteilten Bezugspunkt der Selbstverständigung zu bilden. Die Einheit einer Gesellschaft würde somit nicht nur über die kommunikativen Funktionen der Medien hergestellt, sondern auch durch die (selbstverständlich medienbasierten) Diskussionen über ›Chancen und Gefahren‹ der Medien. Zum anderen wird diesen Diskursivierungen der Medien aber auch eine entscheidende Rolle für die Ausformung der ›Medien selbst‹ zugesprochen. In der Medienkultur der 1950er Jahre bildete sich nicht nur der Begriff der Medien allmählich heraus, sondern zugleich auch deren gesellschaftliche Funktion, »die dann an späterer Stelle als Eigenschaft der Medien angesehen wurde. (...) Der Gegenstand Medien und seine Beobachtung bedingen sich gegenseitig und dieses Wechselverhältnis konstituiert das, was hier als Medienkultur bezeichnet wird.«<sup>14</sup> Als entscheidendes diskursives Verfahren wird dabei der Medienvergleich beziehungsweise die Medienkonkurrenz identifiziert. Diese machen Medien nicht nur allererst beobachtbar,<sup>15</sup> sondern definieren Spezifika, die – wie Jens Ruchatz ausführt – in den Medienpraktiken erst noch realisiert werden: »Das Paradox der Medienspezifika ist, dass sie nicht einfach gegeben sind, sondern dass sie im Schritt von der Deskription zur Präskription in die Produktionsabläufe eingeführt werden müssen, um wirksam zu werden und die Medien ästhetisch wie funktional zu differenzieren.«<sup>16</sup>

Eine solche Perspektive hat Implikationen für die theoretische Konzeption von Medien. Bezeichnenderweise hat Irmela Schneider selbst an anderer Stelle das ›eigentliche‹ Funktionieren der Medien dem vermeintlichen Sonderfall ihrer Diskursivierung gegenüber gestellt: »Mediendiskurse, in denen es explizit um Medien geht, in denen Medialität thematisiert oder gar problematisiert wird, sind in aller Regel ein Sonderfall von Kommunikation. Für die Alltagspraxis gilt: Medien benutzt

man, aber man redet nicht weiter über sie beziehungsweise über den Umgang mit ihnen.«<sup>17</sup> Eine diskursanalytische Mediengeschichtsschreibung ist folglich mit der Frage konfrontiert, ob die Diskursivierung ein Teil des regulären Funktionierens der Medien ist oder nur bestimmte Momente (etwa die Einführungsphase) kennzeichnet, ob die Diskursivierung das Funktionieren und die Konstitution der ›Medien selbst‹ betrifft oder nur eine mit den Medien verbundene, zusätzliche Ebene darstellt, die in der historischen Forschung neben die technischen, ästhetischen und ›inhaltlichen‹ Aspekte von Medien tritt.

## Mediendiskurse und kulturelle Praktiken

In der angloamerikanischen Medienforschung im Umfeld der Cultural Studies kann eine ähnliche Annäherung an die diskursanalytische Mediengeschichtsschreibung beobachtet werden. Zugespitzt lässt sich behaupten, dass die Rolle, die in der deutschen Medienwissenschaft der Technik zukommt, innerhalb der Cultural Studies von Rezeptionsprozessen und sozialen Praktiken eingenommen wird: Diskursanalytischen Untersuchungen wird dort immer wieder vorgeworfen, die tatsächlichen, historisch heterogenen Umgangsweisen mit den Medien nicht adäquat erfasst zu haben. Allerdings bildete sich schon seit Mitte der 1980er Jahre eine neue Perspektive der Rezeptionsforschung heraus, die das alleinige Privileg empirisch sozialwissenschaftlicher Methoden auf die Analyse von sozialen Praktiken in Frage stellte und die Diskursanalyse als rezeptionshistorische Methode aufwertete. Pertti Alasuutari kennzeichnet dies als »dritte Generation« der Rezeptionsforschung, die sich weniger für die Aneignung einzelner Medienprodukte als für den kulturellen Stellenwert der Medien in der gegenwärtigen Gesellschaft interessiert. Äußerungen von RezipientInnen werden als Momente einer diskursiven Konstitution der Medien betrachtet: »One studies the range of frames and discourses on the media and their contents as a topic in its own right, not as a lens through which to peek into individual acts or reception.«<sup>18</sup>

Es war insbesondere die historische Rezeptionsforschung innerhalb der Filmwissenschaft, die diese Perspektive stützte. Zum einen weil sie – etwa für den frühen Film – schlicht nicht mehr auf noch lebende Zeugen der ›tatsächlichen Rezeption‹ zurückgreifen konnte (insofern erhielt die Diskursanalyse zunächst wieder einen ›kompensatorischen‹ Stellenwert). Zum anderen aber auch, weil im Zuge einer generellen Revision der Filmgeschichtsschreibung in den 1980ern die Diskursivierung des frühen Films als konstitutives Element des Mediums ›entdeckt‹ wurde. Um zu verstehen wie Film und Kino in ihrem zeitgenössischen Kontext wahrgenommen und bedeutsam wurden, analysierte man nun nicht mehr nur die Filme, sondern

auch die Debatten, die das Kino als einen sozial differenzierten Ort konstituierten, und die Wissensformen, die es den ZuschauerInnen möglich machten, die fragmentarischen Bilder als Attraktionen oder Narrationen wahrzunehmen. Das Kino ist ein Medium, das in Diskursivierungen und diskursiven Praktiken eine dynamische Realität erhält. Medien werden in Diskursen und Praktiken bearbeitet und erhalten erst dadurch Wirksamkeit.

In der kulturwissenschaftlichen Mediengeschichtsschreibung gewinnt eine solche diskursanalytische Perspektive vor allem unter dem Label »When old media were new« breitere Aufmerksamkeit. Ihr geht es darum, aktuelle Entwicklungen der Medien, insbesondere die Digitalisierung, historisch zu kontextualisieren und mit den Dynamiken schon lange zurück liegender medialer Innovationsprozesse zu vergleichen.

Exemplarisch für diese Neuperspektivierung sind etwa die Arbeiten von William Boddy, der in seiner jüngsten Publikation *New Media and Popular Imagination* anhand von Einzelfallstudien die Diskursivierung der (Massen-) Medien in den USA im 20. Jahrhundert aufarbeitet.<sup>19</sup> Er verfolgt damit zum einen das Ziel, selbstverständliche Grundannahmen über die gegenwärtige Medienentwicklung zu verfremden – etwa indem die diskursive Tradition vermeintlich neuer Potenziale der aktuellen Medien aufgezeigt wird. Zum anderen will er so historische Faktoren des technischen Wandels bestimmen. Die Etablierung der verschiedenen Medien ist seiner Analyse zufolge immer an Auseinandersetzungen um die Chancen und Gefahren, die Ontologie und soziale Funktion des Mediums gebunden. In diesen Auseinandersetzungen geht es aber auch um die kulturelle Definition von Häuslichkeit, von Geschlechterverhältnissen, nationalen Identitäten etc. Auch hier kommt Diskursen über Medien eine herausragende kulturelle Bedeutung zu, kristallisieren sich an den Medien doch kulturelle Sachverhalte, die es ohne Medien nicht gäbe. Die Effekte lassen sich nur auf der Ebene der Diskurse, nicht aber auf der der »Medien selbst« (deren Kommunikationsstruktur, technischen Apparate etc.) erklären; somit wird eine weitere Ebene medialer Produktivität eingeführt. Darüber hinaus weist auch Boddy auf den Anteil der Diskursivierungen bei der Herausbildung der technischen, inhaltlichen etc. Aspekte von Medien hin.

Dennoch bleibt die Reichweite der Diskursanalyse in der analytischen Durchführung stark eingeschränkt. Die Diskursivierung wird als spezifisches Kennzeichen instabiler historischer Momente, etwa Phasen medialer Umbrüche und Innovationen, betrachtet, denen deshalb ein besonderer epistemologischer Stellenwert zugesprochen wird.<sup>20</sup> Nur wenn ein Medium, so die Vorannahme, noch nicht seine endgültige Form gefunden hat, wird diskursiv über seine Produktivität entschieden. Dies mag insofern banal sein, als sich Geschichtsschreibung sowieso mehr für die Momente der Veränderung als für die des reibungslosen Funktionierens interes-

siert; es ist aber eben auch ein Hinweis dafür, dass die »Verneinung des natürlichen Objektes«, die eine Diskursanalyse auszeichnet, nicht konsequent vollzogen wird. In den meisten Analysen wird ganz selbstverständlich von ›den Medien‹ oder einem bestimmten Einzelmedium gesprochen, das eindeutig von dem Bereich des Diskursiven getrennt ist; es sind eben nur Diskurse *über* Medien.

Dies liegt aber weniger daran, dass diese Studien mit den Diskursivierungen der Medien (den gesamten Äußerungen und Debatten *über* Medien) den ›falschen‹ Gegenstandsbereich für eine Medienanalyse wählen – und somit ›die Medien selbst‹ (Schaltpläne, Techniken, Institutionen etc.) verfehlen. Vielmehr halten sie an einer Vorstellung von Medien als »natürlichen Objekten« fest, weil es ihnen an einer theoretischen Modellierung der Medien als diskursiven Gegenständen fehlt. Dies lässt sich beispielhaft an einer aktuellen Studie von Jens Schröter zur historischen Diskursivierung des Computers verdeutlichen.<sup>21</sup> Die Studie zeigt materialreich und überzeugend, wie sowohl das Internet als auch Modellierungen virtueller Realität keineswegs einer technischen Logik gehorchen, sondern durch Diskursivierungen immer wieder neu »programmiert« und in strategische Konstellationen eingebunden werden. Solche Medienkonstellationen werden in Anlehnung an Foucaults Dispositiv-Begriff als Ensembles von Praktiken, Diskursen, Techniken etc. verstanden.

Schröter schränkt dieses Modell (und somit auch die diskursanalytische Methode) allerdings auf die Computertechnologie ein, wenn er meint, dass deren Programmierbarkeit für eine systematische und gewissermaßen auf Dauer gestellte Uneindeutigkeit Sorge, die eine diskursive Selbstprogrammierung der Gesellschaft durch die Medien erlaube. Was also in den anderen hier referierten Modellen die unsicheren und noch zukunfts-offenen Einführungsphasen neuer Medien sind, wird beim Computer zum Normalfall. Die Ontologie eines Mediums – hier des programmierbaren Computers – wird so zur Voraussetzung für seine diskursive Konstitution. Dieses Motiv zeigt sich auch in zahlreichen Formulierungen der Untersuchung, die die Modellierung des Computers immer auf die Grenzen des je »technisch Möglichen« beschränken und die Diskursivierungen mit den »tatsächlichen Formen«,<sup>22</sup> die die Medien annehmen, vergleichen. Somit wird ausgeschlossen, dass auch das technisch Mögliche nur innerhalb eines diskursiven Feldes (und nicht als dessen äußere Grenze) seine Bedeutsamkeit erhält. Darüber hinaus wird selbst für den »programmierbaren« Computer ein (vermeintlich allen Medien gemeinsamer) Entwicklungsverlauf diagnostiziert: »Die spezifischen Formen von Konstellationen werden im Laufe der Entwicklung zunehmend stabiler und immer weniger beliebig reprogrammier- und rearrangierbar.«<sup>23</sup> Die technische Realisierung, die Institutionalisierung und soziale Habitualisierung ließe die Medien demnach aus dem ›Wuchern der Diskurse‹ ausscheiden und verleihe ihnen eine eigene, tatsächlich nicht-diskursive Realität, so dass die Diskursanalyse als medienhistorische Methode

zwar das Werden eines Mediums, nicht aber dessen routinisiertes Funktionieren sowie seine qua Technik stabilisierten Effekte untersuchen könnte.

Eine diskursanalytische Mediengeschichte wird diese Perspektive allerdings umkehren: Medien sind in keiner Phase ihrer historischen Existenz stabile, den Diskursen und Praktiken entzogene Konstellationen. Die Einheit eines Mediums entsteht überhaupt nur dort, wo bestimmte technische, inhaltliche, rezeptive sowie medienpolitische Varianten zu einer dynamischen, umstrittenen und deshalb produktiven Konstellation gebündelt sind. In der Folge können eben auch *Technologien als Diskurse*<sup>24</sup> – so der Titel des von Andreas Lösch u.a. herausgegebenen Sammelbandes – verstanden werden. Dies heißt nicht, dass (wie Oliver Marchart zugespitzt formuliert hat) mediale oder technische Effekte *nur* auf der Ebene der Diskurse zu suchen wären.<sup>25</sup> Es zielt lediglich darauf, »Diskurse als ebenso konstitutiven Teil der Wirksamkeit einer Technologie« zu betrachten »wie die in Laboren, Universitäten, Werkstätten und Garagen entwickelte Hardware«.<sup>26</sup> Diskursivierungen versehen Medien mit Definitionen und Differenzierungen, die sich nicht von den Apparaten oder den ›Inhalten‹ ableiten lassen, aber in Anknüpfung an diese die Medien handhabbar machen und mit spezifischen Rationalitäten versehen. Auch für den Ingenieur gibt es, vereinfacht gesagt, nicht *das* Fernsehen, sondern immer schon ein durch konkurrierende Diskursivierungen geprägtes Fernsehen, das seinen Strategien bestimmte Zugriffspunkte bietet.

Eine solche Perspektive wird vor allem von Studien eingenommen, die Mediengeschichte ergänzend zur Verschränkung von Archäologie und Genealogie als Geschichte von Regierungstechnologien konzipieren. Im Mittelpunkt steht die Frage, inwiefern die Herausbildung von Medien als einem zu kontrollierenden Gegenstandsbereich mit der Anleitung von Verhaltensweisen verknüpft ist. Unter Verweis auf Foucaults Modell der Gouvernamentalität vollzieht Anna McCarthy nach, wie (jenseits der »natürlichen« Unterscheidung von Werbung und Information) die Problematisierung eines dem Gemeinwohl verpflichteten Fernsehens zur Konstitution eines ›produktiven‹ (also Verhalten anleitenden) Verhältnisses von Produzenten, Interessensgruppen und Zuschauern führt.<sup>27</sup> Lynn Spigel und Monika Bernold zeigen (wenn auch ohne explizite Auseinandersetzung mit der foucaultschen Konzeption), wie durch diskursive, technische und inhaltliche Differenzierungen des Fernsehens die familiäre Geschlechterordnung bearbeitet und dadurch das Fernsehen als Massenmedium konstituiert und reproduziert wird.<sup>28</sup> Gerade weil diese Untersuchungen kein vorgängiges Medium annehmen, können sie verdeutlichen, wie Diskurse Verflechtungen mit Praktiken und Apparaten eingehen, die die Diskurse stützen und zugleich durch sie Wirksamkeit erhalten. Das Denken und Reden ›über‹ einen Gegenstand tritt dabei weder an die Stelle des Gegenstands, noch ›reflektiert‹ es diesen bloß: Die Diskurse produzieren ihn, indem sie eine Verteilung



von Mechanismen, eine Differenzierung von Wirkungen oder eine Rationalität von möglichen Handhabungen erstellen, die den Gegenstand ausmachen. Apparate und Kommunikationsformen von Medien sind gegenüber den Diskursivierungen keineswegs nachrangig. Als Zugriffspunkte verschiedener Strategien tragen sie entscheidend zu deren Streuung und Plausibilität bei und werden produktiv, insofern sie ein Korrelat diskursiver Praktiken darstellen. Auch die Verbindlichkeit und Materialität technischer oder ästhetischer Merkmale ist ein Effekt und zugleich ein produktives Element der Konstellation. Eine diskursanalytische Mediengeschichtsschreibung könnte entsprechend rekonstruieren, welche Elemente (durch welche Verfahren, mit welchen Funktionen) zu gleichermaßen konstanten wie selbstverständlichen Merkmalen eines Mediums und somit zu zentralen Scharnierpunkten werden, die unterschiedlichen Praktiken und Strategien Plausibilität verleihen. Sie würde dabei mehr als nur das Gerede ›über‹ Medien in den Blick nehmen und zur Reformulierung unserer gegenwärtigen Vorstellung von dem, was Medien sind, beitragen.

## Anmerkungen

- 1 Beispielhaft etwa der erste Band des Archivs für Mediengeschichte (Weimar 2001) mit dem Thema *Mediale Historiographien* sowie, konzentriert auf das Fernsehen, die einschlägigen Nummern der Zeitschriften *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 12 (2001), H. 4 und *Montage/AV. Zeitschrift für Theorie & Geschichte audiovisueller Kommunikation* 14 (2005), H. 1.
- 2 Zumindest für die technikorientierte Medientheorie und die Vorstellung eines »technisch-medialen Aprioris« wurde dies schon versucht: Dierk Spreen, Tausch, Technik, Krieg. Die Geburt der Gesellschaft im technisch-medialen Apriori, Hamburg 1998.
- 3 Albert Kümmel, Leander Scholz u. Eckhard Schumacher, Hg., Einführung in die Geschichte der Medien, München 2004, 7.
- 4 Friedrich A. Kittler, Grammophon – Film – Typewriter, Berlin 1986, 13.
- 5 Wolfgang Ernst, Umbrella Word oder wohldefinierte Disziplin? Perspektiven der »Medienwissenschaft«, in: *Medienwissenschaft Rezensionen* 1 (2000), 14-24, hier 22 und 20.
- 6 Friedel Weinert, Die Arbeit der Geschichte: Ein Vergleich der Analysemodelle von Kuhn und Foucault, in: *Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie* 12 (1982), H. 2, 336-358, hier 253.
- 7 Vgl. dazu Dominik Schrage, Was ist ein Diskurs? Zu Michel Foucaults Versprechen, »mehr« ans Licht zu bringen, in: Hannelore Bublitz u.a., Hg., Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults, Frankfurt am Main u. New York 1999, 63-74.
- 8 Jürgen Link, Gibt es eine spezifisch moderne Kollektivsymbolik? in: *DIAGONAL. Zeitschrift der Universität-Gesamthochschule-Siegen*. Zum Thema: Zeichen 1 (1993), 17-33.
- 9 Harro Segeberg, Literaturwissenschaft und interdisziplinäre Technikforschung, in: ders., Hg., Technik in der Literatur. Ein Forschungsüberblick und zwölf Aufsätze, Frankfurt a.M. 1987, 9-29, hier 20 f.
- 10 Hartmut Winkler, Docuverse. Zur Medientheorie der Computer, Regensburg 1997, 11 f.
- 11 Kittler, Grammophon, wie Anm. 4, 4 f.
- 12 Irmela Schneider u. Peter M. Spangenberg, Hg., Medienkultur der 50er Jahre. Diskursgeschichte der Medien nach 1945, Bd. 1, Wiesbaden 2002; Irmela Schneider, Torsten Hahn u. Christina Bartz, Hg., Medienkultur der 60er Jahre. Diskursgeschichte der Medien nach 1945, Band 2, Wiesbaden 2002; Irmela Schneider, Christina Bartz u. Isabell Otto, Hg., Medienkultur der 70er Jahre. Diskursgeschichte der Medien nach 1945, Bd. 3, Wiesbaden 2004.
- 13 Irmela Schneider u. Peter M. Spangenberg, Einleitung, in: dies., Hg., Medienkultur der 50er Jahre. Diskursgeschichte der Medien nach 1945, Bd. 1., Wiesbaden 2002, 11-21, hier 16.

- 14 Ebd., 13.
- 15 Ebd., 18.
- 16 Jens Ruchatz, Konkurrenzen – Vergleiche. Die diskursive Konstruktion des Felds der Medien, in: Irmela Schneider u. Peter M. Spangenberg, Hg., Medienkultur der 50er Jahre. Diskursgeschichte der Medien nach 1945, Bd. 1, Wiesbaden 2002, 137-153, hier 148.
- 17 Irmela Schneider, Zur Konstruktion von Mediendiskursen. Platons Schriftkritik als Paradigma, in: Angela Krewani, Hg., Artefakte – Artefaktionen. Transformationsprozesse zeitgenössischer Literaturen, Medien, Künste, Architekturen, Heidelberg 2002, 25-43, hier 26 f.
- 18 Pertti Alasuutari, Introduction: Three Phases of Reception Studies, in: ders., Hg., Rethinking the Media Audience. The New Agenda, London, Thousand Oaks u. New Delhi 1999, 1-21, hier 13.
- 19 William Boddy, New Media and Popular Imagination: Launching Radio, Television, and Digital Media in the United States, New York 2004.
- 20 Auch bei William Uricchio wird dies explizit ausformuliert: »Derlei Augenblicke werden für gewöhnlich durch reichhaltiges diskursives Material dokumentiert, das sich mit den vermeintlichen Kapazitäten der betreffenden Medien, mit der Vorwegnahme bestimmter Gebrauchsmuster und mit intermedialen Beziehungen beschäftigt.« William Uricchio, Medien des Übergangs und ihre Historisierung, in: Lorenz Engell u. Joseph Vogl, Hg., Mediale Historiographien (= Archiv für Medien-geschichte, Bd. 1), Weimar 2001, 57-71, hier 65.
- 21 Jens Schröter, Das Netz und die virtuelle Realität. Zur Selbstprogrammierung der Gesellschaft durch die universelle Maschine, Bielfeld 2004.
- 22 Ebd., 12 u. 9.
- 23 Ebd., 281.
- 24 Andreas Lösch u.a., Hg., Technologien als Diskurse. Konstruktionen von Wissen, Medien und Körpern, Heidelberg 2001.
- 25 Oliver Marchart formuliert in Abgrenzung zu technikedeterministischen Modellen die »Erkenntnis, daß uns nicht die Hardware, ein Schaltplan oder Spionagewissen über den allerneuesten Prozessor oder Chipbaustein sagen wird, was das Netz/die Medien/die Technik ›ist‹, sondern die populären Geschichten und Mythen, die darüber erzählt werden. Sie definieren unser Verständnis der technisch-medialen Effekte, und nur diese sind für uns wahrnehmbar.« Oliver Marchart, Was ist neu an den Neuen Medien? Technopolitik zwischen Lenin und Yogi-Bär, in: Geert Lovink, Hg., Netzkritik. Materialien zur Internetdebatte, Berlin 1997, 89-101.
- 26 Andreas Lösch u.a., Technologien als Diskurse – Einleitung, in: dies., Hg., Technologien als Diskurse. Konstruktionen von Wissen, Medien und Körpern, Heidelberg 2001, 7-20, hier 15.
- 27 Anna McCarthy, Regieren per Fernsehen? TV-Filme im Dienste der Öffentlichkeit und die Archive der Frühzeit des US-amerikanischen Fernsehens, in: Montage/AV. Zeitschrift für Theorie & Geschichte audiovisueller Kommunikation 14 (2005), H. 1; systematisch zum Konnex von Medien-diskursen und Regierungstechnologien vgl. Markus Stauff, Zur Gouvernementalität der Medien. Fernsehen als ›Problem‹ und ›Instrument‹, in: Daniel Gethmann u. Markus Stauff, Hg., Politiken der Medien, Berlin u. Zürich 2005, 89-110.
- 28 Lynn Spigel, Make Room for TV. Television and the Family Ideal in Postwar America, Chicago 1992; Monika Bernold, Der Einzug des Fernsehers ins Wohnzimmer. Repräsentationsformen von Fernsehen und Familie in Österreich 1955-1967, Wien 1995.